

ENTWICKLUNGSHILFE

Bringt den weißen Mann zurück!

Afrikas Frust mit seinen Helfern: Die einen wünschen sich neue Kolonialherren, die richtig aufräumen. Die anderen würden sie am liebsten hinauswerfen.

VON Bartholomäus Grill | 28. Dezember 2006 - 13:00 Uhr

Sie weinen ihrer paradiesischen Vergangenheit nach. Sie sind zu Bettlern verkommen. Sie bringen nichts zustande, um ihre Not zu überwinden. Sie sind larmoyant, mittelmäßig und faul. Wer urteilt so über die Afrikaner? Ein Schweizer Bankdirektor? Ein britischer Kolonialoffizier im Ruhestand?

© STEPHANE DE SAKUTIN/AFP/Getty Images



Nigerianische Frauen mit ihren unterernährten Kindern warten auf Hilfslieferungen

Weit daneben. Es ist eine Afrikanerin. Sie heißt Axelle Kabou, wurde 1955 in Kamerun geboren und hat in Paris Ökonomie und Kommunikationswissenschaften studiert. Lange war sie im Business der Barmherzigkeit. Sie hat Entwicklungsprojekte koordiniert und afrikanische Präsidenten beraten. Nach ihrem Ausstieg aus diesem Gewerbe verfasste sie eine Streitschrift mit vernichtendem Befund: Afrika stehe am Rande des Abgrundes. Der Kontinent weise die schlechtesten Lebensbedingungen der Welt auf. Kabou fragt: Was wurde in den Jahrzehnten seit der Unabhängigkeit erreicht? Was hat die Entwicklungshilfe bewirkt? Und antwortet: Nichts, fast gar nichts!

Als Axelle Kabou 1991 in Dakar aus ihrem Buch *Et si L'Afrique refusait le développement?* – »Und wenn Afrika die Entwicklung ablehnte?« vorlas, entfachte sie Entrüstung, man beschimpfte sie als Verräterin, die in Europa ihre Seele verkauft habe. Denn ihre These, die Afrikaner seien selbst schuld an ihrem Elend, weil sie die Modernisierung verweigern, brach ein Tabu. Die schwarzen Eliten glaubten immer noch, schrieb Kabou, der Rest der Welt müsse als Kompensation für erlittenes Unrecht ihren Kontinent retten. Damals, 1991, stand Kabou noch ziemlich allein auf weitem Feld. Heute gibt es eine Reihe afrikanischer Intellektueller wie Roger Tagri, George Ayittey, Andrew Mwenda, James Shikwati oder Chika Onyeani, die in ihren *cri de colère*, ihren Aufschrei des Zornes, einstimmen.

»Entwicklungshilfe hilft Tyrannen bei der Unterdrückung«

Entwicklungshilfe stelle Tyrannen die Mittel zur Verfügung, um ihre Völker zu unterdrücken, schreibt der kenianische Ökonom Shikwati. Sie blähe Staatsbürokratien auf und fördere eine absurde Planwirtschaft. Sie werde zum Kauf von Waffen missbraucht. Sie ermögliche »monströse Projekte, die die Umwelt zerstören und menschliche Tragödien anrichten«. Vor allem aber lähmen die Geld- und Sachgeschenke die Produktivität der Empfängerstaaten und die Eigeninitiative ihrer Bürger.

Am Ende zementierten sie genau das, was sie eigentlich überwinden wollen: die Abhängigkeit. Shikwati fordert, diese »furchtbare Hilfe« endlich zu streichen. Helle Empörung hat auch der nigerianische Querdenker Chika Onyeani ausgelöst. Schon allein der Titel seines Buches – *Capitalist Nigger* – treibt seine Gegner zur Weißglut. Onyeani geißelt, was er als entwürdigende Bettlermentalität der Afrikaner empfindet. Er wirft ihnen vor, sie würden nur konsumieren und nichts produzieren. Das einfache Rezept des Dr. Onyeani: Hörst auf zu jammern, arbeitest härter! In Südafrika, der ökonomischen Lokomotive Afrikas, wurde sein Buch zum Bestseller.

Ali A. Mazrui, der große Kulturphilosoph aus Kenia, hat den Merksatz geprägt, dass echte Reformen mit Selbstkritik beginnen. Man hört das nicht gern in Afrika, vor allem auf der höchsten politischen Ebene nicht. Denn das hieße ja, die Verantwortung für den Zustand des Erdteils bei sich selbst zu suchen. Die Mehrzahl der Politiker schiebt am liebsten alle Probleme auf finstere Außenmächte ab. Präsident Robert Mugabe, der alte, starrsinnige Despot, der gerade Simbabwe ruiniert, ist ein Prototyp dieser Geisteshaltung: Die Krise seines Landes werde allein durch die Machenschaften britischer Neokolonialisten, weißer Farmer und der ausländisch gelenkten Opposition verursacht. Eine wohlfeile Verschwörungstheorie, die vom eigenen Versagen ablenkt.

In der neuen Denkschule der »Internalisten« hingegen redet man von Selbstzerstörung, man hält Afrikas Misere für hausgemacht, und keiner tut dies so schonungslos wie Andrew Mwenda aus Uganda. Auch er studierte in Europa Entwicklungspolitik, auch er beriet die Weltbank, auch er stieg aus, als er merkte, wie verlogen der Hilfszirkus ist. Mwenda wurde Journalist in Kampala. Er schreibt regelmäßig eine bissige Zeitungskolumne und ist im Radio mit seiner Talkshow *Andrew Mwenda Live* täglich auf Sendung. Ab und zu, wenn seine Attacken zu scharf ausfallen, wird er eingesperrt. Aber das steigert nur seine Beliebtheit als furchtloser Tabubrecher.

Der 34-Jährige führt einen wahren Feldzug gegen die Entwicklungshilfe. Sie verhindere dringend nötige Reformen, die primären Nutznießer seien afrikanische Regime, ausländische Helfer und internationale Organisationen. Selbst der Erlass von Schulden gebe die falschen Impulse, weil er schlechtes ökonomisches Verhalten belohne und eine »Kultur der Verantwortungslosigkeit« erzeuge. Von Bono, Bob Geldof, Tony Blair, Jeffrey Sachs und ihrer Vision, die Armut durch mehr Hilfe zu überwinden, hält Mwenda gar nichts. Er ist nicht der Einzige, der so denkt. »Afrika hat das Image eines Kindes. Wir werden

infantilisiert durch diese Kampagne«, sagt Tajudeen Abdul Raheem, der Generalsekretär des Pan Africanist Movement. »Blair sieht sich als Erlöser«, ätzt der kenianische Politikwissenschaftler Michael Chege. Wole Soyinka, der Literaturnobelpreisträger aus Nigeria, kann keinen Unterschied zwischen den Missionaren und Geldof erkennen.

Bob Geldof, der Erzengel, besiegt die Finsternis

Andere Afrikaner finden genau das gut. »Sir Bob Geldof / Who made the dark very bright / Thinking us to put the light«, dichtete ein junger Äthiopier in einem Leserbrief an die *ZEIT*. Geldof, der Erzengel, besiegt die Finsternis. 1984, als er sein erstes globales Benefizkonzert für Afrika organisierte, lebten in Äthiopien 45 Millionen Menschen, heute sind es 70 Millionen. »Die Grundprobleme sind die gleichen wie damals«, erklärte Geldof bei einem Besuch. Auf die Idee, dass das andauernde Desaster etwas mit der Regierungspolitik in Addis Abeba zu tun haben könnte, zum Beispiel mit dem Krieg gegen Eritrea, kommt der barmherzige Barde nicht.

Und so werfen afrikanische Intellektuelle ihren Rettern nicht nur grenzenlose Naivität vor, sondern auch gefährliche Kollusion mit den Mächtigen. Die Täter sind immer die anderen, die Opfer immer die Afrikaner, dieses Ritual des Beschönigens und Beschuldigens verbinde schwarze Eliten und weiße Helfer – das ist die Kernthese von Axelle Kabou. Wer sie beim Wort nimmt, muss sich fragen, ob die Einfalt der Solidaritätsgemeinde mitunter nicht an Mittäterschaft grenzt.

In einem Interview mit der Züricher *Weltwoche* schlug Andrew Mwenda kürzlich ganz andere Maßnahmen vor: »Wieso kommt ihr nicht und rekolonialisiert unsere Länder, stürzt unsere Politiker und bringt Schweizer Regierungsstandards nach Afrika?« *Bring the colonial master back* – der weiße Kolonialherr möge zurückkehren. Diese Forderung ist in Afrika immer öfter zu hören, und meistens kommt sie von einfachen Leuten, die unter ihren kleptokratischen Machteliten leiden. Sie findet ihr Echo im Norden, in der abstrusen Idee, rückständigste Länder unter Kuratel zu stellen.

In Mwendas Plädoyer drückt sich jedoch eine geradezu anarchistische Ratlosigkeit aus. Auch er hat keine brauchbaren Alternativen anzubieten. Wird er danach gefragt, beschwört er wie ein Mediziner die kapitalistischen Marktkräfte herbei – ein Zaubermittel, das in Afrika bislang nur selten geholfen hat.

Zum Thema

[Entwicklungshilfe und -politik](#) - Ein Schwerpunkt mit Hintergrundberichten und Reportagen »

COPYRIGHT: DIE ZEIT, 28.12.2006 Nr. 01
ADRESSE: <http://www.zeit.de/2007/01/EWP-Shikwati>